

Claire-Louise Bennett
Teich

Claire-Louise Bennett

Teich

Aus dem Englischen
von Eva Bonné

Luchterhand

Aus der höchsten Freude tönt der Schrei des Entsetzens oder der sehnende Klagelaut über einen unersetzlichen Verlust. [Dann] bricht gleichsam ein sentimentalischer Zug der Natur hervor, als ob sie über ihre Zerstückelung in Individuen zu seufzen habe.

Friedrich Nietzsche, *Die Geburt der Tragödie*

Aber konnte vielleicht jede Wohnung mit der Zeit zu einer Höhle werden? Und mich in ihrem wohltuenden, lauen, beruhigenden Halbdunkel aufnehmen?

Natalia Ginzburg, *Nie sollst du mich befragen*

Die Wölfe im Schneckenhaus sind grausamer als die streunenden.

Gaston Bachelard, *Die Poetik des Raumes*

Inhalt

Reise im Dunkeln	9
Morgens, mittags, abends	11
Gleich als Erstes	37
Der große Tag	39
Wunschdenken	61
Um kurz vor sieben	63
An einen unbekanntem Gott	75
Vor zwei Wochen	79
Pfannengericht	81
Letzte Hand anlegen	83
Kontrollknöpfe	93
Postkarte	119
Das tiefste Meer	121
O Tomatenmark!	139

Morgen, 1908	141
Mit bloßen Händen	155
Aus & vorbei	173
Wörter entfallen mir	181
Die Dame des Hauses	189
Bekanntes Terrain	215

Reise im Dunkeln

Als Erstes fiel uns auf, wie gut du aussahst. Und dass sich in den Hauptfenstern deines Hauses die Glut der untergehenden Sonne spiegelte. Eines Abends, wir kamen gerade von den Wiesen draußen zurück, war der Effekt so dramatisch, dass wir dachten, deine Zimmer stünden in Flammen. Nichts taten wir lieber, als den rasselnden Kies der Einfahrt zu harken, auf einen der makellosen Bäume am Wegesrand zu klettern und zu warten.

Irgendwann hörten wir dann das Motorendröhnen im Tal, gefolgt von einer nervenzerreißenden Stille, in der wir die Füße baumeln ließen und an deine Hände am Lederlenkrad dachten, links und rechts. Dabei waren wir nur Mädchen, kleine Mädchen an der Schwelle zum Erwachsenwerden; lange würden wir keine kleinen Mädchen mehr sein. Die beiden anderen waren mit ihren leeren Luftballonstäben am Bach zurückgeblieben, während ich nun über die Mauer in deinen Ziergarten kletterte, auf den zum Spielen völlig

untauglichen Rasen niedersank, die zartlila Muschelschale – meinen kostbarsten Besitz – fest umklammerte und einschloß.

Morgens, mittags, abends

Hin und wieder passt eine Banane ganz gut zum Kaffee. Allerdings darf sie nicht zu reif sein – die Schale braucht genau genommen noch einen Hauch von Grün. Andernfalls kann man es vergessen. Wobei das zugegebenermaßen leichter gesagt ist als getan. Äpfel kann man eine Zeit lang liegen lassen, Bananen nicht. Ihnen bekommt das Vergessenwerden kein bisschen. Sie schrumpeln, riechen faulig und werden schwarz.

Haferkekse passen ebenfalls ganz gut dazu, aber nur die groben; grobe Haferkekse schmecken sogar hervorragend zu einer Banane. Die sollte dann allerdings leicht gekühlt sein, über Nacht im Kühlschrank beispielsweise, falls man zu den vorausschauenden Leuten gehört, die sich schon am Vorabend Gedanken um ihr Frühstück machen; oder man legt sie, und das ist noch besser, einfach in eine schön kalte Fensternische in die Schale nur für Obst.

Eine herrlich breite, tiefe Fensternische, ohne Holzbrett und aus nackten, kalten Ziegeln. Eine Fenster-

nische, die so breit ist, dass sie selbst mit drei ziemlich großen Obstschüsseln nicht vollgestellt wirkt. So macht es wirklich Spaß, die Einkäufe aus der Fahrradtasche zu nehmen und in den Schalen am Fenster zu arrangieren. Auberginen, Kürbis, Spargel und kleine Kirschtomaten sehen zusammen sehr edel aus, es wäre überhaupt kein Wunder, wenn jemand sich spontan berufen fühlte, Pinsel und Palette zu holen und die exotische Patina der erlauchten Gemüseversammlung abzubilden, die da in der schön kalten Fensternische liegt.

Birnen sind weniger gesellig. Birnen sollten immer klein sein und in einer eigenen Schale flach nebeneinanderliegen. Man könnte noch einen pflückfrischen Stiel Johannisbeeren dazugeben, der allerdings den Birnen nicht wie ein Kranz umgelegt, sondern nur locker drapiert wird, sodass einige der scharlachroten Beeren in die sich langsam verschiebenden Zwischenräume kullern können.

Bananen und Haferkekse sind am Morgen übrigens ein guter Ersatz für Porridge, wenn der richtige Zeitpunkt, sich an den Herd zu stellen, verstrichen ist. Etwa, wenn man einen Nachbarn belauschen oder Handtücher falten musste und der Tag plötzlich so weit fortgeschritten ist, dass ein Porridge als bedrückender Rückschritt aufgefasst würde, als graues Mahl aus der

Unterwelt. Höchstwahrscheinlich käme gleich beim ersten Löffel ein dumpfer Unmut zum Vorschein, der einen dann für den Rest des Tages begleitet und sich gegen vier Uhr nachmittags an einer zufällig anwesenden Person entlädt. Genau genommen an einer bestimmten Verhaltensweise dieser Person, einer immer schon irritierenden Angewohnheit zum Beispiel, die sich nun mühelos aufblasen und zuletzt zur Hauptursache für diesen unheimlichen, seit jenem ersten Löffel Porridge anschwellenden Unmut erklären lässt.

Ein Klecks schwarze Johannisbeermarmelade mitten auf dem Porridge kann ganz schön aussehen, ehrlich gesagt macht er sogar einiges her. Dazu ein paar gehobelte Mandeln. Doch Obacht, Obacht bei den gehobelten Mandeln: Für mürrische oder zimperliche Gemüter sind sie nichts, und sie dürfen keinesfalls wie Konfetti über das Porridge geworfen werden, denn Mandeln haben mit Konfetti nichts gemein. Nein, die Mandelhobel sollten einander nicht berühren, sondern vielmehr wie bei einer russischen Pavlova ganz locker hier und da verteilt werden, nur dann sehen sie hübsch und unverfänglich aus. Wenn man hingegen eine Handvoll Mandelhobel einfach wahllos verstreut, erinnern sie an Fingernägel, die sich gerade aus der Erde bohren.

Schwarzblaue Marmelade und leichenbleiche Finger-

nägel, die langsam in den weichen Haferschleim sinken! In letzter Zeit höre ich Ravel zum Frühstück, immer wieder eine äußerst passende musikalische Unterma- lung. Und so beginnt derzeit also mein Tag, mit mini- malen Abweichungen.

Mit meinen Nägeln ist übrigens alles bestens, ver- mutlich waren sie nie gepflegter als jetzt. Wer es ge- nau wissen will: Letzten Mittwoch nach dem Mittag- essen habe ich sie lackiert, in der Küche, und die von mir dort in der Küche aufgetragene Farbe nennt sich »Hochlandnebel«. Ein schöner und, wie sich heraus- gestellt hat, sehr passender Name. Denn der Naturton meiner Nägel wird nicht ganz überdeckt und ist unter dem Lack noch schwach sichtbar, an den weißen wie an den rosa Stellen. Im Laufe der Zeit ist die Lackschicht nicht abgesplittert, sondern lediglich etwas dünner ge- worden, sodass man jetzt nicht nur den weißen und den rosa Teil des Nagels sehen kann, sondern auch den Dreck darunter. Durch den Nebel, der selbstverständ- lich die Farbe von Heidekraut hat, kann ich den Koh- lenstaub unter meinen Nägeln sehen. Wären die Nägel nicht lackiert, würde der Schmutzrand einfach nur ungepflegt wirken; doch die sich auflösende Schicht Hochlandnebel beschert mir völlig neue Assoziationen beim Betrachten meiner Hände. Plötzlich scheinen sie einem bezaubernden, gebildeten Menschen zu gehö-

ren, der sich aus einem klammen, muffigen Erdloch befreien musste, in das er niemals hätte hineinfallen dürfen. Die Vorstellung gefällt mir, sie gefällt mir sogar sehr.

In der Tat wäre es gar nicht so abwegig zu behaupten, dass ich so aussehe und mich manchmal auch so gebe wie jemand, der etwas im Garten anpflanzt. Damit will ich sagen, dass ich als bodenständig durchgehen könnte. Die Wahrheit ist jedoch, dass ich mich nie fortgepflanzt habe und mich nicht sonderlich für Gartenarbeit interessiere. Ja, es stimmt, neben der Haustür steht ein Übertopf mit leuchtend grüner Petersilie, aber die habe ich kein bisschen selbst gezogen. Ich habe sie als ganze Pflanze in einem nahe gelegenen Supermarkt gekauft, das kompakte Geflecht aus Wurzeln und Erde aus der Plastikschale gezogen und in den Übertopf neben der Tür gestopft.

Früher, vor ein paar Jahren, als ich noch in der Nähe des Kanals wohnte, hatte ich vom Schlafzimmerfenster aus freien Blick auf ein idyllisches Stückchen Land, das von den Gärten parallel verlaufender Häuserzeilen eingeschlossen und somit verführerisch unzugänglich war. Es zu betreten schien unmöglich, bis mich eines frühen Morgens eine Katze direkt hinführte. Auf der Flucht vor mir schlug sie einen spitzen Haken und verlor dabei einen gefolterten Zaunkönig, den ich nur noch wie-

gen und zusammenfalten konnte. Der Zaunkönig hatte wochenlang hoch über mir gesungen, wenn ich morgens beim Briefeschreiben in der Sonne gesessen hatte, und verständlicherweise schrie ich vor Schreck, als ich ihn da stumm und verstümmelt im Moos unter der Ligusterhecke liegen sah. Ich war so wütend, am liebsten hätte ich mir die Katze geschnappt und ihr stinkendes Hinterteil in siedendes Öl getaucht. Fauchen sollst du, kleines Miststück. Aber egal. Ich fand mich in dem Garten wieder, der von niemandem benutzt oder besessen wurde, und weil ich einmal da war, beschloss ich wiederzukommen. So lief es, als ich ein Kind war, und grundsätzlich hatte sich seither wohl nicht viel geändert.

Ich stellte Nachforschungen an, hatte aber nicht bedacht, dass die Leute, anders als bei einem Kind, hellhörig werden würden. Schon bald musste ich einen unverfänglichen Grund erfinden, warum ich wissen wollte, wem das Stück Land gehörte und ob ich es gelegentlich betreten dürfe. Bestimmt ließe sich da ganz wunderbar Gemüse anbauen, sagte ich. Obwohl ich mich niemals fürs Gärtnern begeistert hatte und meine Anfrage ziemlich vage formuliere, nahm man meinen Vorschlag ernst. Wie sich herausstellte, gehörte das Grundstück der katholischen Kirche, deshalb schickte man mich zu dem großen Haus an der Ecke, wo der

für die Gemeinde zuständige Pastor wohnte. Auf diese Entwicklung war ich nicht vorbereitet gewesen, ehrlich gesagt hatte ich keinerlei ernsthafte Absichten bei der ganzen Sache gehegt. Wahrscheinlich fand ich einfach den Gedanken zu verlockend, einen abgelegenen Ort ganz für mich allein zu haben und hin und wieder dort herumzustehen, in meinem geheimen Garten sozusagen. Aber ich hätte niemals den Mund aufmachen sollen, denn wie immer war ab dem Moment alles verdorben und überhaupt nicht mehr so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Gleichzeitig nahm die Sache einen so unvorhergesehenen und absurden Verlauf, dass ich mich fügen musste.

Der Pastor war angenehm gleichgültig und erwähnte Gott kein einziges Mal. Zwar betonte er das Wort Spende auffällig oft, doch ich zuckte dabei nicht einmal mit der Wimper. Wo wohnen Sie?, fragte er. Da drüben, sagte ich und deutete zu einem Haus auf der gegenüberliegenden Straßenseite hinüber. Er schaute nicht in die angezeigte Richtung, anscheinend reichte es ihm, dass meine Wohnung in Sichtweite war, und dann kamen wir zu einer Übereinkunft. Ich kann mich an die Einrichtung des Pastorenhauses nicht erinnern. Die Tapete im Flur war vielleicht lindgrün. Könnte sein, dass ich nicht weiter hineingegangen bin als bis in den Flur. Möglicherweise stand ich auch vor der

Haustür und schaute nur in den Flur hinein, und dann hinunter auf die Kunststoffstufe zu meinen Füßen. Ja, so war es; der Mann trug Turnschuhe.

Eine ausreichend große Fläche zu jäten und ein Kartoffelbeet anzulegen, ist harte, monotone Arbeit, außerdem war der Frühlingsanfang in der Gegend eher unangenehm warm, ganz besonders in jenem Jahr. Ich weiß nicht mehr genau, was mich dazu trieb, jeden Tag in der Hitze zu stehen und dickes, struppiges Unkraut zu entwurzeln. Ich hielt oft inne, stand reglos da und fragte mich, welchen Träumen mein Geist gerade nachhing, konnte mich aber nur selten an etwas erinnern. Ich war verwirrt, aber die anderen wussten zum ersten Mal genau, was ich tat. Es war ihnen sonnenklar. Ich kehrte nach Hause zurück, lehnte die Gartengeräte an die Wand, ging hinein und wusch mir die Hände, und jeder, der mich dabei sah, wusste, was ich tagsüber getan hatte. Ich glaube, zu jener Zeit waren die Nachbarn – mit wenigen Ausnahmen – überraschend freundlich zu mir.

Wie in fast allen Bereichen des Lebens, in denen Erfolg messbar ist, entwickelte ich auch hier keinen Ehrgeiz und entschied mich schon bald für pflegeleichte Gemüsesorten. Kartoffeln, Spinat und Dicke Bohnen. Das war's. Das reichte. Man erzählte mir, es sei ein Kinderspiel, Zucchini, Kürbis und Karotten anzubauen,

aber eigentlich hatte sich für mich nichts geändert: weder war ich über Nacht zur Gärtnerin geworden, noch wollte ich wie eine behandelt werden. Kurze Zeit später, die Pflanzen machten sich ganz gut, wurde ich eingeladen, an einer bedeutenden Universität jenseits des großen Wassers über ein Thema zu sprechen, das mich wirklich sehr interessierte, wenn auch aus ungesunden Gründen. Damit will ich sagen, dass mein Interesse viel zu persönlich war, streng genommen gar nicht wissenschaftlich. Meine Methodik war angeblich nostalgisch und mein Ansatz geradezu naiv. Ich hatte keine der gängigen akademischen Regeln beachtet, die ich ohnehin nicht verstand, und stattdessen planlos den Literaturkanon der westlichen Welt geplündert, um eine These zu belegen, an die ich mich leider nicht mehr erinnern kann. Irgendwie ging es um Liebe. Um die zwangsläufige Brutalität der Liebe. Um jene ungestümen Seelen, die sich der Liebe als Mittel zur totalen Selbstaufgabe bedienen. Ja, genau. Ich wollte zeigen, dass die Liebe in der Literaturgeschichte durchweg als ein verzehrender Prozess ekstatischen Leidens dargestellt wird, der uns auslöscht. Am Ende bleibt nur das Vergessen. Amputiert, abserviert. Etwas in der Art. Etwas in der Richtung. Ich bin verrückt nach dir. Ich verliere noch den Verstand. Meine Seele verzehrt sich nach dir. Ich brenne für dich. Es gibt nichts mehr,

nichts außer dir. Ohne dich bin ich hoffnungslos verloren. Etwas in der Art. Ich glaube, es kam nicht so gut an.

Genau genommen wurde meine These als eher bieder aufgenommen, und ich weiß noch, dass ich mich trotz meiner neuen Blümchenbluse plötzlich miesepetrig fühlte, geradezu gruftig. Unterm Strich wollte ich wohl nur sagen, dass die Liebe in der Tat einen teuflischen, göttlichen Zerfall des Selbst bedeutet, und dass ihre künstlerische Darstellung in den meisten Fällen gar nicht ungewöhnlich und haarsträubend genug sein kann. Im Werk des Dramatikers, den die Tagung vorgeblich neu bewerten sollte, verbarg sich furchtbar viel Gewalt, die im Großen und Ganzen und bis dahin immer nur als dramaturgische Strategie rezipiert worden war. Es ging darum, das Publikum zu schockieren, was ich nie wirklich glauben konnte; denn was um alles in der Welt soll an Gewalt schockierend sein? Um eine Sprache der Liebe herauszuarbeiten, die die grässliche, mit dem Verlangen nach einem anderen Menschen einhergehende Entfesselung beschreibt, hatte ich, wie ich zugeben muss, in der Tat nicht nur auf Sappho, Seneca, Novalis, Roland Barthes, Denis de Rougemont und den niederländischen Kulturhistoriker Johan Huizinga Bezug genommen, sondern mir auch Texte von PJ Harvey und Nick Cave angeschaut. Ich wollte aufzeigen, dass

das Verlangen zu sterben mindestens so stark ist wie der Wunsch nach Selbstbehauptung, manchmal sogar stärker. *So tief wie Tinte und schwarz, schwarz wie das tiefste Meer.*

Danach schlenderten die Leute umher oder standen nickend in Grüppchen beisammen. Ich überlegte noch, durch welchen der Ausgänge ich am schnellsten verschwinden könnte, als mich eines der akademischen Schwergewichte ansprach und meinen Vortrag bewertete. Das alles ist übrigens viele Jahre her. Ich weiß nicht genau, warum ich es jetzt erzähle, da es doch ein wenig vorteilhaftes Licht auf mich wirft. Ich weiß nicht mehr genau, was er zu mir sagte, aber es war äußerst herablassend, und ich erinnere mich noch sehr deutlich daran, dass ich dachte: Warum kippst du nicht einfach um? Warum verhedderst du dich auf dem Weg zur Tür nicht in irgendwelchen Monitor-kabeln, warum schlägst du nicht mit dem Kopf gegen die harte Kante des Tisches, an dem ich eben noch gesessen und meinen ach so niedlichen Vortrag gehalten habe? Zieh dir doch einfach eine kleine Platzwunde zu, aus der ein paar Tropfen Blut quellen. Ein winziges Rinnsal bloß, damit du nicht ernstlich verletzt ausiehst, sondern einfach nur dumm und irgendwie unseriös. Vielen Dank, sagte ich. Ich spürte schlagartig eine Kälte im Rücken und vermutete eine offene Tür

hinter mir. Ich drehte mich um und ging los, und tatsächlich, der Untergrund veränderte sich und wurde nass. Der Parkplatz war praktisch leer und roch nach alten Geschirrtüchern.

Vielleicht sollte ich erwähnen, dass ich zu der Zeit bei einer Frau wohnte, die ich ein Jahr zuvor in London kennengelernt hatte. Sie war eine begnadete Wissenschaftlerin. Ihre Fähigkeit, auf alles, was gerade passiert oder gesagt worden war, etwas Mitreißendes entgegen zu können, beeindruckte mich schwer. Wie jemand spontan und unter beliebigen Umständen so ausnahmslos wohlgeformte und zweifelsfreie Gedanken absondern konnte, war mir schleierhaft. Sie teilte sich ein Reihenhaus mit einigen anderen Doktoranden, einer davon war ein richtiger Macho. Eines späten Abends, als meine Freundin schon im Bett lag, kam er ins Wohnzimmer, wo ich mit einem dicken Buch auf den Knien saß, und schob mir eine Wärmflasche unter die Füße. Wir haben uns nicht geküsst, das kam erst danach, ein paar Wochen später. Davor flog ich nach Hause, wir schrieben uns ein paar Mails, und plötzlich mussten wir einander dringend wiedersehen. Also flog ich zurück, und da erst küssten wir uns.

Das alles hat übrigens nichts mit jetzt zu tun. Obwohl ich das mit dem Mann und der Wärmflasche sehr vielversprechend habe klingen lassen, stand die Liaison

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Claire-Louise Bennett

Teich
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 224 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-630-87556-9

Luchterhand Literaturverlag

Erscheinungstermin: April 2018

Vom Geheimtipp zur weltweit gefeierten literarischen Sensation. Claire-Louise Bennett erzählt vom Alltag in einem einsamen Cottage an Irlands Westküste und verwandelt persönliches Erleben in soghafte Sprache. „Eines der sensationellsten Debüts des Jahres.“ (Colum McCann).

Sie lässt alles hinter sich – Freund, Job, Karriere - und zieht in ein kleines irisches Küstendorf. Sprachmächtig und fesselnd zeichnet Claire-Louise Bennett das Porträt einer jungen Frau, die allein in einem hundert Jahre alten Steincottage lebt - mitten in der Natur, abseits von den Zwängen der Gesellschaft. Ein Rückzug, der die Wahrnehmung schärft und den Blick auf die Welt verändert, dem Profanen eine besondere Schönheit entlockt. Mitreißend und kunstvoll beschreibt Claire-Louise Bennett ihren Alltag und zeigt, wie kleine Dinge mit einem Mal eine ungeahnte Tiefe gewinnen, wenn man auf alles Überflüssige verzichtet und die Welt auf sich wirken lässt.

 [Der Titel im Katalog](#)